



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. = 90 Pfg. zu beziehen.



Gladis Harwey, die bekannte und reizende Halbwelt-Dame, deren vornehme Anmuth von allen Habitues des Bois bewundert wird, hatte sich vor der Hitze des Juni-Nachmittages in ihr lauschiges Boudoir zurückgezogen. Mit einem ganz leichten Hauskleidchen von malvenfarbenem Gaze-stoff angethan und fleißig den Fächer gebrauchend saß sie auf ihrem Sopha zurückgelehnt und wartete auf den Grafen

Korodoff, Attaché der russischen Botschaft, ihren dermaligen Herrn und Gebieter. Sie wartete, aber er kam nicht; und Gladis blieb ruhig, denn im Grunde wußte sie ja, daß er heute nicht kommen werde. Sie hatten nämlich am Morgen desselben Tages eine kleine, erregte Auseinandersetzung gehabt, weil sie gesagt hatte, sie liebe Polen. Das genügte ihm, um acht Tage zu schmollen. Dieser — übrigens angeborenen —

Sympathie für das unglückliche polnische Volk bediente sie sich sehr geschickt. Wenn sie das Bedürfnis fühlte, einige Tage allein zu sein, nicht um den Grafen zu betrügen, sondern nur um ihn ein wenig zu vergessen (was sehr begreiflich ist, wenn man Tag und Nacht zu viel beisammen gewesen): dann brauchte sie nur anzurufen „ach, die armen Polen!“ oder eine Mazurka von Chopin zu spielen — und Rodoroff verschwand augenblicklich.

Gladis versank immer mehr und mehr in Träumerei, als mit einem Male ihre Kammerfrau mit der Meldung eintrat:

— Madame, ein junger Mann ist da, der Einlaß begehrt.

— Ein junger Mann? Wer ist Das?

— Ich weiß nicht, Madame. Er ist nach Art der Schüler eines Kollegs gekleidet.

— Ah! machte Gladis mit einem halbblauen Nicken, in welchem Verwunderung und Nachsicht zusammenklangen — Hat er sich genannt? — Ich habe keine Bekanntschaft mehr in der Studentenwelt . . .

— Nein, er wollte seinen Namen nicht nennen.

— Aber, was will er denn?

— Er will mit Ihnen sprechen, Madame, und erklärt, er werde nicht eher gehen, als bis Sie ihn angehört haben.

— Ah! . . . Lassen Sie ihn eintreten! Dem Bürschchen will ich heimleuchten . . .

Zu nächsten Augenblicke trat der Schüler ein. Er glich allen anderen Schülern, trug den knapp anliegenden Rock mit Goldknöpfen, ein Käpi und weiße Offiziers-Handschuhe. Das blass, bartlose Gesicht zeigte feine Züge; auf der glatten Stirne thronte kindliche Unschuld.

Er trat einige Schritte vor; in der Mitte des Salons blieb er stehen und betrachtete Gladis mit Blicken der Bewunderung und des Entzückens. Gladis saß still und regungslos da; ruhig, mit einem Halbbläueln auf den Lippen ließ sie diese stumme und naive Huldigung über sich ergehen. Und als sie glaubte, die Scene habe lang genug gewährt, sprach sie in trockenem, ruhigem Tone:

— Was steht zu Ihren Diensten?

Der Schüler zögerte einen Augenblick, dann trat er noch zwei Schritte vor, verneigte sich und sagte einfach, ohne jede Verlegenheit:

— Ich liebe Sie, Madame!

Gladis verzog keine Miene; sie fuhr fort, sich ruhig zu fächeln und sagte nach Verlauf einer Minute:

— Wissen Sie denn, was die Liebe ist?

— Nein, Madame; aber ich glaube, ich werde Sie die Liebe kennen lehren.

— Sie wollen mich die Liebe kennen lehren? . . . Wie alt sind Sie denn?

— Achtzehn Jahre.

— Wirklich? . . . Achtzehn Jahre! Das ist schon etwas. Segen Sie sich!

Er nahm einen Sessel und setzte sich, unweit von Gladis. Er hielt sich tapfer; nichts an ihm verrieth eine größere Bewegung.

— Also, Mann von achtzehn Jahren, Sie lieben mich!

— Das kann aber noch nicht lange her sein?

— Ich bitte Sie, mich nicht zu verspotten. — Ich liebe Sie seit drei Wochen. Bei einem meiner Freunde, dessen Vater jenes Haus dort drüben besitzt, habe ich Sie gesehen.

— Aha, bei Herrn von Turinge.

— Sie kennen ihn?

— Nur so . . . vom Sehen.

— Also, ich war da und habe da gefrühstückt. Hernach bin ich in das Zimmer meines Freundes hinaufgegangen; er ließ mich allein, denn er hatte zu arbeiten. Ich trat zum Fenster, um hinauszuschauen und sah Sie, an Ihr Fenster gelehnt. Sie trugen ein rosafarbenes Kleid . . . es war an einem Donnerstag . . .

— Aha, da hatten Sie Ausgang?

— Ja. Ich fand Sie sogleich sehr schön. Sie trugen einen Blumenstrauß am Gürtel . . . Doch, ich langweile Sie vielleicht?

— Nein, nur zu!

— Ich betrachtete Sie lange. Dann ist ein blonder Herr gekommen und hat sich zu Ihnen ans Fenster gestellt. Dann sind Sie mit ihm in das Zimmer zurückgekehrt, und da Sie das Fenster weit offen ließen, konnte ich sehen, wie er Sie . . . wie er Sie auf den Mund geküßt hat.

— Sie kleiner Neugieriger! . . . Und weiter?

— Als mein Freund zurückkam, — er ist um ein Jahr älter als ich — fragte ich ihn, wie die Dame heiße, die ich sieben da gegenüber, an ihrem Fenster gesehen. „Das ist Gladis Harwey, sagte er; — die berühmte Gladis. Weißt Du denn nichts?“ . . . Aber Madame, ich fürchte Sie zu kränken!

— Nein, nein; legen Sie los!

— „Nein, ich weiß nichts“, sagte ich meinem Freunde.

— „Nun, das ist eine Frau, die Jedermann besitzt“ — erwiderte er. — Madame, ich schwöre Ihnen, daß ich ihm nicht glaube. Ich war ganz verstört und doch wieder sehr befriedigt von dem, was er mir sagte. Ich dachte mir, daß es mir nun doch leichter sein werde, mich Ihnen zu nähern, als wenn Sie eine wirkliche große Dame wären. Verzeihen Sie, Madame . . . ich spreche ganz offenberzig . . . weil Sie es mir erlaubt haben . . . Ich befragte meinen Freund weiter. „Vorhin sah ich einen blonden Herrn bei ihr; ist das ihr Gatte?“ — „Sie hat keinen Gatten; was soll sie mit einem Gatten anfangen? Das ist Derjenige, der sie . . . unternimmt oder . . . unterhält . . . ich weiß nicht mehr genau wie er sagte — es ist der Graf Rodoroff, ein sehr reicher Herr.“

— Weiter, weiter!

— Seither, Madame, denke ich nur an Sie. Ich sehe Sie bei Tage und bei Nacht; Sie sind in meinem Zimmer, in meiner Schulklasse, in meinen Büchern, überall. Ich küsse mir die Handflächen und denke dabei an Sie . . .

— Das ist sehr hübsch; aber was wollen Sie schließlich von mir?

Der junge Mann schwieg und erst als Gladis die Frage ungeduldig wiederholte, sagte er zögernd:

— Ich möchte vor Allem einen Handschuh von Ihnen, einen großen Handschuh . . .

— Warum nicht lieber gleich einen Strumpf?

Der Student erröthete stark und flüsterte:

— Ja, ich möchte auch einen Strumpf.
 — Gut: einen großen Handschuh und einen Strumpf.
 Ist das Alles?
 — Nein; ich möchte auch . . . Ihre Photographie.
 — Wie wünschen Sie dieselbe? Sitzend, stehend, mit geschlossenem Kleide oder defolletirt?
 — So, wie sie Ihnen am ähnlichsten ist.
 — Also: Handschuh, Strumpf und Photographie . . .

Was noch?
 — Was noch? . . . Daß ich Sie küssen darf, wie der Graf Morodoff.
 — Ei, ei! rief Gladis aus.

Er glaubte, sie werde sich jetzt erzürnen, aber es geschah nicht. Sie erhob sich vom Sopha und trat auf ihn zu; ihre Linke spielte mit der Spigenkrause ihres Leibchens; die Rechte aber streckte sie mit ruhiger Geberde nach der Thüre aus und sprach:
 — Gehen Sie!

Da erhob sich auch der Jüngling von seinem Sessel. Diese Wendung der Dinge hatte ihn aus der Fassung gebracht. Er schleuderte sein Käpi zu Boden und sagte:

— Nein, ich bleibe hier . . .

Dieser Widerstand des Jünglings nöthigte Gladis, über ihr weiteres Verhalten ihm gegenüber nachzudenken. Soll sie den Hausmeister rufen und den Eindringling hinauswerfen lassen? Soll sie es auf eine geräuschvolle Scene, auf einen Skandal ankommen lassen? War es der Mühe werth? Ihr Entschluß war bald gefaßt, denn ihr Herz war gut.

— Wie heißen Sie?
 — Franz.
 — Nun, Fränzchen: da, küsse mich!

— Wann darf ich wiederkommen? steht der Jüngling eine Stunde später, zu Gladis' Füßen knieend.

— Ich weiß nicht . . . ich werde Ihnen schreiben . . . Gehen Sie, Fränzchen, gehen Sie! . . .

— Leben Sie wohl! Ich weiß nicht mehr, wo ich bin . . . Ich bete Sie an. Adieu! . . .

Schon wandte er sich zur Thüre, als Gladis in ein helles Lachen ausbrach.

Er wandte sich hastig um und stammelte:

— Was ist denn? Lachen Sie über mich?
 — Nein, sagte sie; aber da . . . schauen Sie! . . .

Und sie zeigte auf das Sopha, wo — zwei Haselnüsse lagen, zwei wälsche Haselnüsse, ganz, unverkehrt.

Der Jüngling erröthete.

— Es ist wahr, stammelte er; ich hatte deren einige in der Tasche meines Rockes.

Gladis nahm die zwei Haselnüsse in die hohle Hand und betrachtete sie lächelnd. Sie erinnerten sie an das jugendliche Alter Desjenigen, dessen ersten Kuß sie soeben empfangen hatte. Dann führte sie eine der Haselnüsse zum Munde, um sie mit ihren schönen Zähnen zu knacken; doch hielt sie plötzlich inne. Sie betrachtete die Haselnüsse genauer und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie völlig unverkehrt seien, sprach sie:

— Nein, ich will sie in Gold fassen lassen, sie werden mir Glück bringen . . .

M—t.

Die Frau und die Liebe in der Spruchweisheit der Alten.

Ausgewählt von Friedrich v. d. Adler.

III.

(Ueber die Falschheit.)

Der Gnade wär' Adam nicht beraubt,
 Hätt' er nicht bald der Frau geglaubt.

*

Wie vertraut ein Mann mit Frauen sei:
 Es bleibt viel Fremde doch dabei.

*

Wer ein Lieb' hat, wird selten frei
 Von Sorgen — daß sie untreu sei.

*

Ist ein schönes Weib getreu,
 Dessen Lob sei immer neu.

*

Wie sehr ein Weib behütet sei —
 Sind doch ihr die Gedanken frei.

*

Heuschrecken hütet an der Sonnen,
 Und Wasser schüttet in den Brunnen,
 Wer hütet die Frau, so er gewonnen.

*

Vodfajner, lerne belehrenden Rath
 Und nuge, was du vernommen:
 Einer Zauberfrau Armen entzieh' dich schnell
 Und schlaf' ihr nimmer im Schooße.
 Sie trügt dich so: du entsinnst dich nicht mehr,
 Was Richter und Fürst geredet;
 Du denkst nicht an Mahl und Männerlust;
 In Sorgen sinkst du zu Schlaste.
 Eines schlimmen Weibes Wort hat Wem
 Schon Kopf und Kragen gekostet;
 Die falsche Zunge zog ihn in's Grab
 Ohn' alles eig'ne Verschulden. (Edda.)

*

Schütts' am Lande die Frau'n, halt' sie ferne dem Bord,
 Wär's selbst Freja, sie kennt doch nur Trug,
 Denn das Grübchen der Wang' ist die falscheste Grub', und
 Ein Neg ist die Locke im Flug.

*

O Weiber, Weiber!

Der erste Gedanke, den Lote dachte,
 War eine Lüge und in Gestalt des Weibes
 Zur Erde er sie schickt anmuthigen Leibes.
 Blanängige Lüge mit falschen Blicken
 Und süßen Thränen uns zu verlocken;
 Hochbustige Lüge, ein rosig' Kind,
 Mit Märzeistugend und Tren' vom Wind;
 Wo Falschheit wohnet und Trug im Herzen,
 Meineide stets auf den Lippen scherzen.

(Frithjofa-Sage.)

Das Schlittenrecht.

Novelle von M. Kolloden.

(Schluß.)

VII.

„Wenigstens sind wir jetzt in Sicherheit und können das Aufhören dieses höllischen Sturmes abwarten,“ sagte der Graf von Föhrenthal, in die vom Förster erschlossene Hütte tretend, welche nur durch die Laterne matt erleuchtet wurde, die Lampel auf den roh gezimmerten Tisch gestellt hatte. „Wir werden es uns auch sogleich gemütlich machen. Lampel, Sorge für ein tüchtiges Feuer im Kamin, fülle den Theekessel mit Wasser und bringe Polster, Fußsäcke und Decken aus dem Schlitten herein. — Doch, was seh' ich, Nora, Sie hinken ja!“

„Ja, sagte das Mädchen, welches seinen Arm noch nicht losgelassen hatte, und vor Kälte und Schmerz zitterte. Der rechte Fußknöchel thut mir weh, wahrscheinlich eine leichte Verstauchung, die nicht von Bedeutung sein wird.“ Sie setzte sich auf eine der Holzbänke, welche den Tisch umstanden. „Ach, wären wir doch zu Hause! Mama wird sich sehr ängstigen. Wie spät ist es wohl?“

„Sieben Uhr, erwiderte der Graf. Mama wird sich wohl denken, daß wir irgendwo einen Schlupfwinkel gefunden haben. Drei bis vier Stunden werden wir hier aushalten müssen, eber hört der Sturm nicht auf, und wer weiß, wie wir uns dann durch die überall hoch angewehten Schneemassen durcharbeiten werden. Ich habe es vorhergesagt, aber . . .“ Er zuckte mit den Achseln.

Nora bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; vor nervöser Erregung brach sie in Schluchzen aus.

„Mein Eigensinn ist an dieser Lage schuld. Seien Sie mir nicht böse, Graf Edgar.“

„Nun, gerade unangenehm ist mir diese Lage nicht,“ sagte Edgar tröstend, in einem sehr milden Tone; und sich neben Nora setzend, nahm er ihr die Hände von dem überbräuterten Antlig. „Kann ich mir einen besseren Tagesschluß wünschen, als mit Ihnen einige Stunden allein zuzubringen? Es ist auch gar nicht so übel hier. Sehen Sie sich nur einmal ordentlich um!“

Bei dem hellen Schein des vom Förster in dem ganz einfachen, mächtigen Kamin entfachten Feuers von duffigen Kieferscheitern wurde das Innere der hohen, mit einer Balkendecke versehenen Hütte deutlich sichtbar. Rings herum an den Bohlenwänden, deren Fugen mit Moos fest verstopft waren, hingen zahlreiche Jagdtrophäen, hauptsächlich aus Hirschgeweihen und Rehkronen bestehend. Breite, in Mannshöhe angebrachte Regale von rohen Brettern waren mit diversem Geschir von blau gemusterter Fayence und mit Gläsern mannigfaltigster Form besetzt; ein großer, gleichfalls mit Jagdemblemen geschmückter Schrank, welcher dem Kamin gegenüber die andere schmale Seite der Hütte einnahm, enthielt verschiedene wohlgefüllte Flaschen, Conservenbüchsen, Thee, Kaffee, kurz solche Genußmittel, wie sie dem Jäger bei seinem Waldmannshandwerk zur Stärkung nach den Anstrengungen der Jagd und zum Schutz gegen des Wetters Unbill willkommen sind.

Der Kutscher hatte die aus dem Schlitten befohlenen Sachen hereingebracht, während der Graf Cognac, Zucker und

russischen Thee dem Schranke entnahm, und noch zwei Kerzen entzündete.

„Wenn der Sturm aufhört, Gottlieb, wandle er sich an diesen, spannst Du wieder an. Lampel mag uns mit Laterne und Schaufel vorangehen, wir müssen noch heute nach Altenwangen zurückkehren, unter jeder Bedingung.“

„Schon gut, murte der Angeredete, da braudts noch lange Zeit, bis wir so weit sind. Es würde auch weiter nichts schaden, wenn der Herr Graf mit Fräulein Nora die Nacht hier zubrachten.“

Nora versuchte jetzt aufzustehen, sank aber mit einem kleinen Schmerzensruf auf die Bank zurück.

„Mein Fuß, mein Fuß!“ wimmerte sie. Der Graf sprang hinzu und entledigte sie zunächst ihres schweren Felzes, welchen er dem Kutscher zuwarf. Dieser hatte unterdessen das Bärenfell des Schlittens vor dem Feuer ausgebreitet und zwei Polster als Sitz darauf gelegt. Dann machte er sich leise fort, einen listigen Blick auf seinen gnädigen Herrn werfend, der Nora in seine Arme genommen hatte und sie nun vorsorglich und ganz sanft auf das weiche Fell legte, unter das hübsche, nun auch von der Felzkappe befreite Haupt ein Kissen schiebend.

„So, Fräulein Nora, sprach der Graf mit leicht vibrierender Stimme, — nun sollen Sie bald Thee mit etwas Cognac bekommen; der wird Sie stärken und wärmen. Doch zuerst müssen wir nach dem lädirten Fuß sehen.“

Graf Edgar kniete zu den Füßen Nora's nieder und zog ihr den vom Schnee feuchten Schnürstiefel von dem schmalen, zarten rechten Füßchen. Prüfend umspannte er den schmerzhaften Knöchel. Der Druck der festen Hand that ihr wohl, denn sie legte das Köpfchen zurück und ließ es geschehen, daß Edgar ihr nun auch den Strumpf abstreifte. Da zeigte sich der Knöchel allerdings geröthet und leicht geschwollen, während die Fußspitze eiskalt in Edgars Hand lag.

„Es ist eine leichte Verstauchung, die Sie immerhin einige Tage am festen Auftreten hindern wird, sagte er. Armes Füßchen, mußt du Schmerzen leiden, während ich so gern deinen Pfad ebnen möchte. Mit dem Athem meines Mundes will ich dir Wärme zuführen, und in Zukunft dafür sorgen, daß du sonder Fährniß über die Erde wandelst.“

Er preßte die zierlichen Zehen an seine bärtige Wange, dann dieselben wiederholt anhauchend, drückte er seine Lippen im warmen Kuß auf dieselben.

„Nein, nein, Herr Graf, ich will nicht . . .“ murmelte Nora fast unverständlich.

Sie zitterte am ganzen Leibe, und es blieb ein vergeblicher Versuch, als sie dem Grafen wehren wollte, der nun auch den linken gesunden Fuß von seiner Bekleidung befreite, um ihn in gleicher Weise zu erwärmen. Dann nahm er einen daneben liegenden Fußsack und steckte die Bloßen, Kleinen, Rosigen sorgfältig in denselben, sie noch mit einem großen Tuch leicht überdeckend.

VIII.

Wie eine Mutter für ihr krankes Kind sorgt, so war Edgar jetzt um die auf dem Bärenfell ruhende Nora besorgt. Unter dem Einfluß des wärmenden Kaminsfeuers, welches voll die süße Gestalt beschien, und des genossenen heißen Thees,

Auf der Maskenredoute.



- Wie lange willst Du denn da bleiben, liebe Frau?
- Um . . . ich weiß nicht . . . je nachdem . . .
- Je nach wem?

den ihr der Graf löffelweise einlößte, fühlte sie bald ein unendliches Wohlbehagen ihren Körper durchströmen. Sie schloß die Augen. Es überkam sie das Gefühl, als ruhte sie in einem festen, sicheren Schutz, der von dem Manne an ihrer Seite ausging.

Edgar schaute mit unverwandtem Blick auf die blühende Jungfrau, und in seinem Innern entschied sich ihr und sein Geschick.

„Habe ich bis jetzt gezweifelt, Nora, ob ich Dich liebe, so sagt es mir dieser Augenblick mit unbezwinglicher Gewissheit. Ist doch mein wildes Leben trotz aller genossenen Lust, trotz allem Reichthum immer ein freudloses gewesen. Nun will ich versuchen, es mir anders zu gestalten, und was ich bis jetzt an Deinem Geschlecht gesündigt, an Dir will ich es wieder gut machen, Nora, meine Nora.“

Er flüsterte es leise, ganz leise.

Ob sie es wohl hörte? Sie hielt den Mund ein wenig geöffnet, daß ihre schimmernden, weißen Zähne sichtbar wurden, und die Grübchen in ihren Wangen vertieften sich in dem holdseligsten Lächeln, das jemals über die Züge eines Mädchens geglitten. Da beugte sich Graf Föhrenthal über sie. „Nora, geliebte Nora, nun nehme ich mir mein Schlittenrecht.“

Zu innigen Kuß preßte er seinen Mund auf ihre Lippen, welchen sie mit einer für Edgar kaum merklichen, ja fast mehr geahnten, als von ihm empfundenen Bewegung erwiderte.

Und er küßte sie wieder und wieder, heißer, inniger.

War es bloß der Schein des ersterbenden Kaminfeuers, welches so rothe Rosen auf Nora's Wangen malte oder war es die in ihr aufsteigende Gluth der verlangenden und doch noch unbekanntes Liebe? Hestig wogte die Brust, bestimmter, ihrer selbst nicht mehr mächtig, erwiderte sie die Küsse des feuriger werdenden Mannes, aber sie behielt die Augen fest geschlossen in einem entzückenden Gefühl von Scham.

Sie war eingeschlafen. Der Graf saß gedankenvoll auf der Holzbank neben ihr, sich in ihren Anblick versenkend. Ein milder, weicher, fast wehmüthiger Zug, wie ihn der alte Gottlieb noch nie bei seinem Herrn gesehen hatte, verklärte sein Angesicht.

„Woran ich heute Früh nicht gedacht habe, ja, was ich beinahe für unmöglich hielt, ist geworden durch die einfache Macht der Verhältnisse, durch die Combinationen des Zufalls. Nicht vier Wochen sollen mehr ins Land gehen, bis Du einziehst auf Föhrenthal als Herrin.“

Der wüthende Sturm hatte sich gelegt und plötzlich wurde Graf Edgar durch das vor der Thür hörbar werdende Schellengeläute aus seinen Träumereien aufgerissen.

Hastig sprang er empor und erweckte dadurch auch Nora. Die sah sich wirr, fast entsetzt um und wollte sich in der Anwendung eines Sähen, durch die Erinnerung hervorgeworfener Schreckens erheben. Aber der Schmerz in dem noch mehr angeschwollenen Knöchel verhinderte sie an jeder Bewegung, und ausschreitend ließ sie den Kopf wieder auf das Kissen zurücksinken.

„Bleib ruhig liegen, Nora, geliebte Nora. Ich trage Dich in den Schlitten. Der Sturm hat aufgehört, wir müssen nach Altenwangen zurück. Es ist beinahe Mitternacht. Deine Mutter wird wohl in rechter Sorge sein; aber noch heute stelle ich ihr

oder, verbesserte er sich scherzend, trage ich ihr meine Braut vor. Ich denke, sie wird nichts dagegen haben.“

Mit einem Blick, in welchem eine ganze Welt von Seligkeit lag, küßte Nora dem Geliebten die Hand.

Draußen wurde der an der Thür angewehrte Schnee weggeschaufelt, dann wurde dieselbe geöffnet, und Lampel trat in die Hütte.

IX.

Wer den zauberhaften Reiz einer stillen, klaren Winter- nacht nicht kennt, in welcher die mild leuchtende Scheibe des Mondes bläuliche Lichter auf die silbern glänzenden Schneemassen rings umher wirft, von denen sich jeder andere dunkle Gegenstand in verdoppelt erscheinender Größe scharf, fast gespenstlich abhebt; wer nie den Himmel in einer solchen Nacht beobachtet hat, in der die Millionen Sterne wie feurig goldene Punkte am dunklen Firmament blinken: für den ist dieser Eindruck schwer zu beschreiben.

Unsere wieder im Schlitten befindlichen, auf der Fahrt nach Altenwangen begriffenen Freunde kannten diesen Zauber wohl, und ließen ihn voll auf sich einwirken. Nora hatte ihr Haupt leicht auf die Schulter des wieder die Zügel führenden Grafen Föhrenthal gelehnt, und wer genauer hätte hinsehen können, hätte eine Thräne in ihrem Auge bemerkt, die fast so blinkte, wie einer der zahllosen Sterne am Himmel.

Aber Keiner sah es, doch ist es wohl möglich, daß der hinter den Beiden sitzende Gottlieb es ahnte. Anders ist die Nührung kaum zu erklären, die sich des Alten bemächtigt hatte, und die er durch allerhand grunzende Töne zu erkennen gab.

Langsam genug ging es übrigens vorwärts, und nur mit Hilfe der Schaufel des braven Lampel, welcher unterdrossen vor den Pferden bis weit über die Knöchel im Schnee watete, manchmal bis an die Hüften in demselben versinkend.

Die überstandene Angst der Mama fand eine reichliche Belohnung in der Nachricht, daß ihre Tochter Braut sei und mit der Inbrunst aller ihrer mütterlichen Gefühle drückte sie den geliebten und ersehnten Schwiegerjohn an ihr Herz.

Als eine Stunde später Edgar mit seinem Kutscher wieder nach Föhrenthal aufgebrochen war, und der Erstere keine Miene machte das Schweigen zu brechen, konnte der geschwägige Alte nicht länger sein vorlautes Maul halten.

„Na, gnädigster Herr Graf, begann er, wie mir scheint, kriegen wir doch bald eine neue Frau Gräfin.“

Leise lachte der Angeredete vor sich hin. „Scheint es Dir bloß so, Gottlieb? erwiderte er, Dein Ahnungsvermögen hat Dich nicht betrogen, und Gräfin Nora soll Dich einen alten Esel nennen nach Herzenslust. Du wirst Deine Freunde d'ran haben.“

„Na, Gott sei Dank! Und der gnädigste Herr Graf waren gar nicht unsicher, haben gar keine Schwäche gespürt?“

„Das geht Dich gar nichts an.“

„Das geht mich gar nichts an? wieso denn? Der Herr Graf haben doch erst Vormittag mit mir darüber gesprochen und waren derselbe doch über verschiedene Punkte in starkem Zweifel, aber der alte Gottlieb hat gleich gesagt: „Nur Muth! nur Selbstvertrauen!“ Na, habe ich nicht Recht gehabt?“

„Wie soll ich Das jetzt schon wissen?“ murzte Edgar fast verlegen.

„Aber, man weiß ja doch, was die Glocke geschlagen hat! Ja, ja, das Schlittenrecht und dazu so ein Schneesturm! . . . dabei kann so Manches passiren. Heirathen der Graf nur möglichst bald, damit nicht zu früh ein Erbe auf die Welt kommt . . .“

Damit eilte der alte Gottlieb aus dem Zimmer, um die Antwort seines Herrn nicht zu hören.

Aus den Haremsgeheimnissen.

Skizze von Seneca.

Wäre ein Türke der Religion Muhammeds noch so abtrünnig geworden, die Vorliebe für den Harem behält er immer. Aber auch bei den Türken sind die irdischen Güter ungleich vertheilt, und nur Wenige können sich mehr als eine Frau leisten.

Nun hat sich aber der Spekulationsgeist der Sache bemächtigt, und jetzt existiren in Constantinopel sogenannte „Haremszirkel“. Das Wort ist ganz analog unserem „Journal- oder Lesezirkel“ gebildet. Ein Händler hält mehrere hundert Frauen. Auf jede Einzelne kann man für einen höheren oder geringeren Preis je nach dem Werthe der Frau per Woche abonniren. Alle acht Tage wird gewechselt. Wie bei unseren Lesezirkeln wird auch dort geklagt, daß dieses oder jenes Exemplar „zu viele Fetzflecken habe“ oder „zu sehr zerlesen“ sei. Wie bei den Zeitschriften werden dort ebenfalls unterhaltende und wissenschaftliche Frauen unterschieden. Letztere sind solche, welche weniger durch ihr Aeußeres hervorragen, als durch irgend eine Kunst, in deren Besiz die betreffende Dame ist. Die eine kann Karten legen, die andere kennt heilsame Pflanzen u. s. w. Natürlich erleben die unterhaltenden Frauen weit größere Auslagen als die wissenschaftlichen.

Der Vergleich dieser Einrichtung mit einem Journalzirkel ist den Türken selbst wohl geläufig, das soll folgende Anekdote beweisen:

Ein junges Ehepaar war in die bitterste Noth gerathen und beschloß sich zu trennen. Er wollte im Auslande Reichthümer erwerben, sie sich einem Zirkel einverleiben lassen, jedoch — sie schwor es hoch und theuer — nur zu wissenschaftlichen Zwecken. Suleika konnte nämlich die schönsten Märchen erzählen. Abdullah, ihr Gatte, wanderte also aus und kam nach einigen Jahren mit gespicktem Beutel zurück. Sein erster Gang war zu dem Inhaber des Zirkels, von welchem er sich die Namensliste vorlegen ließ. Zu seinem Schrecken fand er Suleika nicht nur unter den wissenschaftlichen, sondern auch unter den Unterhaltungs-Frauen. Er abonnierte sofort auf Suleika und erwartete deren Ankunft. Als sie ihn erkannte hatte, wollte sie ihm zärtlich entgegenzueilen, aber Abdullah stieß sie von sich, machte ihr die heftigsten Vorwürfe und erinnerte sie an ihr Versprechen.

„Ach ja, Das ist wahr,“ erwiderte Suleika, „aber die Abonnenten durchblättern alle nur oberflächlich den wissenschaftlichen Theil und stürzten sich mit wahrer Wuth auf das Fenilleton.“ Da Abdullah wenig von Literatur verstand, so verließ er seine Gattin und zog wieder in's Ausland.



Cocotten. - Schneiden.

Cocotten.

Graf H. trifft eines Tages zu seiner nicht geringen Verwunderung seine Geliebte, Fräulein Hofamunde, in einer sehr intimen Unterhaltung mit — seinem Bedienten.

— Schämen Sie sich nicht, wirft er ihr vor, sich mit einem so gemeinen Menschen abzugeben?

Worauf die Cocotte im Tone tiefinnerster Ueberzeugung erwidert:

— Ob, Herr Graf, wenn die Verdienste gewogen würden, müßte der Bursche mindestens Herzog sein.

Heimweh.

Ein bettelnder Savoyardenjunge klopft an eine Thüre und empfängt von der Dame des Hauses ein Almosen. Die Dame rüftet sich eben, ins Konzert zu gehen und ist in stark defolletirtem Zustande. Der arme Junge kann kein Auge von den Schätzen wenden, welche das weit ausgeschnittene Leibchen der Dame seinen Blicken enthüllt.

— Was schaust Du denn? fragt die Dame endlich ungeduldig.

— Ach, Madame, ich erinnerte mich meiner lieben heimatlichen Berge . . .

Kunst und Kritik.

Die Debitantin Fräulein Lucie ist von dem Rezensenten Herrn Doktor Kniezebock über Gebühr gelobt worden. Darob war die jugendliche Naive sehr gerührt und sie sagte im Freundeskreise:

„Wie könnte ich dem guten Manne meine Dankbarkeit bezeugen? Ach, jammerichade, daß er so häßlich ist! . . .“

Die irrige Diagnose.

Der Arzt Dr. W. ging eines Abends durch eine der belebtesten Straßen. Der gute Doktor ist Junggeselle, aber was noch schlimmer ist, sehr kurzfristig. Vor ihm wandelte eine junge, verschleierte Dame, die sein ganzes Interesse gefangen nahm; er beschließt, sich ihr zu nähern und wagt eine zartfühlende Anrede. Aber o Schrecken, an der nächsten Laterne hebt die Anmuthige — eine Patientin von ihm — den Schleier empor und sagt zu ihm mit reizendem Lächeln: „Lieber Herr Doktor, Sie irren sich in der Diagnose!“

Wer kann wissen?

Lehrerin: „Frma, wer war der junge Mann, den ich gestern bei Ihnen sah?“

Pensionärin: „Das war mein Bruder!“

Lehrerin: „Aber so viel ich weiß, haben Sie gar keinen Bruder?“

Pensionärin: „So?“



Ismael.

Von Armand Silvestre.

I.

Herr Nothenfluth hatte durch die Pharmazie ein gros, die Leute ohne Erziehung Droguerie heissen, zwei Millionen erworben. Er war zweimal verheirathet gewesen, obwohl er kaum sechszig Jahre zählte. Beide Male war er auf abscheuliche Art zum Hahnrei gemacht worden, was ihn unendlich verdrossen hatte. Er war ein affurrater Mann, der, im Gegensatz zu vielen Anderen, vorgezogen hätte, für Das zu gelten, was er in der That war. Aber er wußte es nur zu gut. Erstaunlich ist, daß er trotz dieser unaufhörlichen Mitarbeitererschaft seiner besten Freunde keine Kinder hatte und von der Unannehmlichkeit bedroht war, sein Vermögen seinen Neffen hinterlassen zu müssen, die bereits im Vorhinein darauf Schulden machten.

Nachdem Herr Nothenfluth lange über die Sache nachgedacht hatte, beschloß er, an seinen alten Freund Koustem-Bey zu schreiben, der im ägyptischen Staatsrathe eine hervorragende Stellung einnahm.

Der besagte Koustem-Bey war eben im Begriffe, nachdem er dem Khedive zu einem riesigen Anlehen und der Einführung eines Zolls auf die Fez' gerathen hatte, sein Sorbet zu schlürfen, als er die Botschaft seines alten Kameraden Nothenfluth erhielt. Denn Beide hatten einst auf derselben Schulbank die Apothekerkunst erlernt, die mit einer ruhmvollen politischen Laufbahn in späteren Jahren durchaus nicht unvereinbar ist.

Hier lasse ich den Inhalt jenes Briefes folgen, den Koustem-Bey mit allen Zeichen der Ueberraschung zweimal überlas:

„Mein alter Jugendfreund! Ich habe die Absicht, mich ein drittes Mal zu verheirathen, aber um endlich einmal geliebt zu werden und mich in meinen Kindern zu verjüngen. Denn es wäre sehr ärgerlich, wenn der Name der Nothenfluth aus den Annalen der Wissenschaft verschwinden würde.

Ich habe jedoch die Frauen meines Landes satt bekommen und bin entschlossen, jetzt nach einer andern Methode zu heirathen. Kaufe mir, ich bitte Dich, irgend eine junge und schöne Sklavin, so mollig, als Du sie nur finden kannst, und achte nicht auf den Preis. Da ich nicht Türkisch spreche und sie sich deshalb in meiner Gesellschaft langweilen würde, wäre ich Dir sehr verbunden, wenn Du mir gleichzeitig einen Burschen mitschicken würdest, der ihre Sprache versteht und den ich zu ihrem Hüter bestimmen möchte. Denn, bei allen Teufeln, ich will nicht, daß sich ihr jemand Anderer nähert! Da beginnt das Schwierige Deiner Mission. Du begreiffst wohl, daß ich einen Hund, nicht aber einen Wolf in meine Hürde einsperren möchte. Ich bitte Dich deshalb, diesen zukünftigen Gast meines Hauses unter den für den Harem bestimmten Dienern zu wählen. Man erzählte mir, daß Alles, was von der Liebe bei ihnen zurückbleibt, eine schreckliche Eifersucht ist. Das aber paßt gerade für meine Pläne. Du hast mich verstanden, Koustem? Ich kenne den Preis sehr gut, den ein Tenor heute kostet. Aber ich bin reicher als die Oper. Anbei ein Check auf die Bank von Alexandrien, den Du dort präsentieren kannst. Dein im Vorhinein dankbarer Freund

Nothenfluth.“

Zwei Tage später hatte Koustem Bey die lebendige Sendung expedirt, für die er nicht mehr als achtundsechzig Prozent Kommission berechnete, was in Egypten der Zinsfuß der Freundschaft ist.

II.

Als Nothenfluth im Hafen von Amsterdam die reizende Fatime abholte, war er einen Augenblick von ihrer Schönheit ganz geblendet. Koustem Bey hatte seine Sache gut gemacht. Er hatte nicht gekaufert, weder in Betreff des Busens, der von einer appetitlichen Weiße war, noch der Hüften, deren schwellende Rundung den Seidenmantel fast plagen machte, noch auch der Waden, die ihre goldgesprenkelten Strümpfe straff spannten. Hiezu ein hübsches Gesichtchen, etwas melancholisch und kindlich; die Augen einer Kuh, sehr sanft und sehr schwarz, und ein Mund, dessen Lächeln das einzige Geheimnißvolle dieser gedankenlosen Physiognomie war. Was den Begleiter Fatime's, Ismael, anbelangt, so gefiel er Nothenfluth sofort wegen seiner verschlossenen Miene, die ihm sehr zur Situation zu passen schien. Er fand seine Stimme zwar etwas stark, aber er schrieb diese Anomalie einer Heiserkeit zu, die er sich auf dem Schiffe zugezogen hatte und kaufte ihm Brustbonbons. Diese armen Teufel, die man aus dem warmen Sonnenlande in unser nebligtes Europa herüberführt! Nothenfluth, der ein Menschenfreund war, hatte sich ein Benehmen voll Edelmut dem wider Willen Deklassirten gegenüber vorgenommen. Nicht nur würde er sich selbst eine unzarte Anspielung auf seine Profession niemals erlauben, sondern er würde sie auch Niemandem in der Welt verrathen, um ihn

nicht einem spöttischen Lächeln auszusagen. Es ist gewiß, daß dieses Schweigen auch seine Gefahr hatte. Wenn man diesen schönen Kerl Fatime überallhin begleiten sehen wird, werden die Ignoranten gewiß nicht ermangeln, sich über die Naivität des Gatten, der ihm seine Frau anvertraute, lustig zu machen. Nun, und dann? Was verschlug ihm Das? Es würde ihm nur Spaß machen, daß die ganze Welt ihn für einen Haburei halte, vorausgesetzt, daß er es nicht ist!

III.

Zehn Monate später wurde Nothensluth einer großen Freude theilhaftig: Ein Erbe wurde ihm geboren, den er nach sich Wilhelm nannte. Der gute Ismael, der sicherlich eine vorzügliche Seele war, schien fast eben so erfreut, wie sein Herr. Dagegen wurden die Nessen Nothensluths wüthend. Nach so vielen Hoffnungen blieben ihnen nun nichts als ihre Schulden! Doch überlassen wir sie ihrem Mißgeschick und denken wir nur an das legitime Glück dieses so tugendhaften und klugen Nothensluth!

— Wann soll die Taufe stattfinden? fragte er Fatime, ihre Hände mit Küßsen bedeckend.

Aber die schöne Muselmännin stieß, ihren Gatten vorwurfsvoll anblickend, einen leichten Schmerzensschrei aus. Dann richtete sie flehende Worte an ihn, von denen er gerade soviel verstand, als ob sie ihm einen algebräuschen Lehrsatz vorgelegt hätte.

— Was sagt sie mir da? fragte er Ismael, der schon ein wenig holländisch radebrechen konnte.

— Sie sagt, daß die Wassertaufe, wie sie bei den Christen vollzogen wird, für die Kinder des Propheten eine schwere Sünde sei; — und sie beschwört Sie, unseren lieben Wilhelm nach unserem muhamedanischen Ritus taufen zu lassen.

— Ich verstehe! Ich verstehe! versetzte Nothensluth. Nun, mir ist Das wirklich ganz gleich und ich will sie wegen einer solchen Kleinigkeit nicht kränken. Jede Religion hat ihr Gutes, Ismael. Das sind Kindereien, gut für die Weibsbilder. Männern geziemt die Philosophie, obgleich es auch da der Schnurren genug gibt. Doch wo soll ich einen solchen kostbaren Vollzieher des Ritus finden, welchen Muhammed vorgeschrieben? Wird ein Rabbiner genügen?

Fatime begann wieder leichte Schreie auszustößen, während sie ihre nassen Augen flehentlich auf Nothensluth richtete.

— Sie würde es lieber sehen, wenn Sie durch die Vermittlung Ihres Freundes Koustem-Bey einen Priester unserer Religion kommen ließen.

— Nichts ist einfacher! rief der edle Nothensluth. Nichts ist mir zu theuer für die Mutter meines vielgeliebten Sohnes! Ich will sofort an Koustem schreiben.

— Empfehlen Sie ihm besonders, keinen all zu alten zu wählen.

— Und warum Das?

— Oh! oh! Weil die Alten nicht sehr klar sehen und ihre Arbeit oft nur zur Hälfte verrichten.

Und Ismael brach in ein plumpes Lachen aus, das den unglücklichen Nothensluth bis in's Mark erzittern machte.



Gelehrter Zweifel.

In den tiefgelehrten Fragen,
Die man thut in unser'n Tagen,
Eine Frage, welche heißt:

„Wenn ich in dem Schlafe träume,
Sind da immer Träume Schäume,
Oder regt sich noch der Geist?“

O, ich glaube, daß oft Träume
Nächtlich durch die finster'n Räume
Schweben lebensfähig, dreißig,
Und des Schlafes trunk'ne Nähe
Nur der Glieder Lust und Wehe
Fesselt, doch nicht stets den Geist.

So sah gestern Nacht im Traume
Ich die Liebste in dem Raume,
Wo ich eingeschlummert war.
Und ich fühlte ihre Wange
An der meinen heiß und lange
Und ihr weiches Lockenhaar.

Selig hab' ich da geschlafen
Bis die Glockentöne trafen
Später Stunde an mein Ohr.
Und, als gähmend ich erwachte,
Tag mein Lieb bei mir und lachte,
Lachte wie noch nie zuvor!

M. K.

Magyar ember und deutscher Wit.

Der reiche ungarische Gutsbesitzer Szabó Kálmán hat auf dem Wiener Viehmarke seine Mastochsen gut verkauft und sich hernach in der schönen Kaiserstadt ein wenig umgesehen.

Auf der Heimreise hatte er einige biedere Preßburger Bürger als Reisegefährten im Eisenbahnwaggon, mit welchen er sich in deutscher Sprache unterhalten mußte, so gut es eben ging. Was war natürlicher, als daß Herr Szabó Kálmán seine Wiener Erlebnisse zum Besten gab. So erzählte er unter Anderem:

„War ich auch in allgemeines Krankenhaus, dort hab' ich gesehen ein Patient mit drei Füß.“

„Ah, wieso denn?“ fragten die Reisegefährten.

„Nun so, daß hat er gehabt rechten Fuß, linken Fuß und Tophus.“

In demselben Coupé reiste auch ein Commis-voyageur aus Berlin, der, als er später nach seiner Heimath, der „Metropole der Intelligenz“ kam, das Erlebnis des Szabó Kálmán wieder erzählen wollte, was er natürlich in seiner Sprache that. „Ich sah im allgemeinen Krankenhause einen Patienten, der hatte drei Beene, ein rechtes Been, ein linkes Been und den Tophus.“ Und da Niemand lachte, fügte er hinzu: „Na, sehen Se, det heißt man in Wien einen Wit.“

„Und was ist Ihnen noch weiter in Wien passiert?“ fragten die Preßburger Herrn Szabó Kálmán.

„So, denken Sie sich, will ich in Proter gehen; sehe ich

auf Tafel aufgeschrieben: „Geh weg.“ Na, so gehe ich weg auf andere Seite. Da sehe ich auf Tafel aufgeschrieben: „Fahr weg“; und wieder auf andere Seite steht aufgeschrieben: „Reit weg“. Na so bin ich gar nicht in Proter hineingegangen.“

Herr Szabó Kálmán war in der Kaiserstadt auch in einer Gesellschaft gewesen, wo Scherzräthsel zum Besten gegeben wurden. So nahm Jemand eine Bohne, legte sie auf dem Tische neben sich zur Seite hin und fragte: „Was ist Das?“ Die Auflösung lautete: „Bon a parte.“ Zu Hause angelangt, wollte Herr Szabó Kálmán im Freundeskreise dieses Räthsel zum Besten geben und sagte seinem Ehegespons: „Du Julesa, gib mir ein Bohn, oder Lins, oder anderes Zusreis.“ Frau Julesa brachte eine Erbse. Herr Szabó Kálmán legte die Erbse neben sich hin und fragte: „Was ist Das?“ Und als Niemand die Lösung fand, rief er triumphirend: „Napoleon!“

Frau Wirthin.

„Und soll es denn geschieden sein,
„Bleib' noch bei mir ein Stündchen,
„Gieb einen Kuß mir noch beim Wein,
„Von Deinem rothen Mündchen.“

Frau Wirthin sah mich zärtlich an
Und lag in meinen Armen,
Ach, Schmachten ließ sie keinen Mann,
Sie fühlte stets Erbarmen.

Ich drückte sie, ich herzte sie,
Ich küßte — und so weiter,
Der Abschied ward so schwer mir nie,
Und sie — sie war ganz heiter.

„Und soll es denn geschieden sein,
„Trotz aller Liebesqualen,
„Will ich die Rechnung für den Wein
„Und sonst noch was bezahlen.“

Kaum hatte sie das Wort gehört,
Da ging sie fort in Eile,
Und hat die Rechnung mir bescheert
Nach einer kurzen Weile.

Ich traute meinen Augen kaum,
Da stand die Liebesfreude
Berechnet, und der Wonne Traum
Mit doppelt schwerer Kreide.

Seneca.

Madame Lupar. (18)

Roman von Camille Lemonnier.

Bei Lupar's ging es übrigens jetzt mit der Hauswirthschaft abwärts, weil die Leitung fehlte. Die Magd Lise vernachlässigte die Küche; von Seite der Lieferanten drohte eine Krise, da das Geld im Hause weniger geworden und die Schulden sich anhäufeten. Lupar, der Aldies sah und sich manchmal auch mit den Gläubigern herumschlagen mußte, war verzweifelt und seufzte nicht selten:

— Was wird aus uns, Du lieber Gott? Wir gehen dem Ruin entgegen.

Léonie kümmerte sich jetzt gar nicht mehr um ihr Hauswesen. Tagtäglich erschien sie bei Paul; unbekümmert um das Wetter machte sie den weiten Weg. Sie hatte das für sie neue und köstliche Gefühl eines heimlichen Stelldichens mit einem Manne ihrer Wahl, mit einem Manne, den sie hätte lieben können, — sie, die nicht wußte, was die Liebe ist. Der Marmor ihres Gleichmuthes schmolz endlich und das träge Blut begann rascher in ihren Adern zu kreisen. Wenn sie bei schlechtem Wetter ankam, setzte er sie zum Kamin und wärmte ihre Füße zwischen seinen Händen, wobei die häßselnden Liebesjungen eines Anbeters mit unterliefen. Und sie ließ es gerne geschehen und schauerte wonnig zusammen unter dem zärtlichen Streicheln seiner Finger.

Man war bei den letzten Sitzungen angekommen. Paul zweifelte nicht mehr an dem Gelingen des Werkes. Aber, in dem Maße, als das Bild sich der Vollendung näherte, fühlte Paul sich von einer Traurigkeit erfaßt, die er jenem Kummer zuschrieb, dessen der Maler sich nicht erwehren kann, wenn er sich von seiner Leinwand trennen soll, mit der er eine Spanne Leben voll Angst und Hoffnungen durchlebt hat. Doch mit dem Gedanken an die Verlassenheit und Stille, in welche das Atelier zurücksinken würde, wenn Léonie nicht mehr käme, dämmerte ihm zugleich die Ahnung auf, daß er sie liebe. Und jetzt that es ihm leid, daß er nicht einmal einen entscheidenden Schritt bei ihr gewagt hatte, denn jetzt schien es zu spät. „Ach, wenn sie meine Geliebte wäre!“ — sagte er sich oft. Ach ja, wenn er das Recht hätte, auf sie zu zählen. Er würde sie nackt malen, auf einem Bett oder auf Thierfellen ruhend, nackt wie die Venus des Tizian, in ihrer stolzen, thierischen Schönheit, mit ihrem rothigen Fleische, auf dem die Sonnenstrahlen zu spielen scheinen.

Und an dem Tage, da kein Pinselstrich mehr zu machen war, so er das Bild nicht verderben wollte, setzte er sich neben sie hin und gab sich gar keine Mühe mehr, seine Traurigkeit zu verbergen.

— Also, es ist zu Ende; sprach er. Wir werden uns nicht wiedersehen.

— Es muß sein, mein Freund, entgegnete sie lächelnd. Angesichts dieser Ruhe erbleichte er noch mehr.

— Wie Sie Das sagen! rief er. Sind Sie denn wirklich der Sache überdrüssig?

— Mein Gott, nein! Gern hätte ich mein Leben auf diesem Divan zugebracht, Ihnen als Modell dienend wie die Dirnen, deren Sie sich bedienen. Allein, es ist unmöglich! Wir trennen uns, weil es sein muß.

Paul erhob sich und schritt hastig durch das Atelier, wobei er in drei Zügen eine Zigarrette verdampfte, daß der Raum sich plötzlich mit einem duftigen Rauch füllte. Dann setzte er sich wieder zu ihr und sprach langsam und nachdrücklich:

— Ach, ich hatte einen Traum! . . . einen Traum, so schön! . . . und dabei so albern, wie alle Träume! . . . warum sollte ich Ihnen denselben erzählen? . . .

Ihre Augen leuchteten hell auf und die Augenlider begannen nervös zu beben.

— O, sprechen Sie, mein Freund, bat sie.

Und nun begann er mit halbblauer Stimme den tollen Traum von einem Prachtbilde auszumalen, auf welchem ihr nackter Leib verherrlicht werden sollte.

— Ja, eine Leinwand doppelt so groß wie diese möchte ich haben; Himmel darüber, mit einem Goldstaub von Sternen als Hintergrund; darauf will ich die Wonne Edens malen, das erste Erwachen der Liebe, das bräutliche Weib, mit dem Lächeln und dem Kusse Adams auf den Lippen . . . Fleisch will ich malen, welches Licht, Glück und Begier zugleich sein soll; Fleisch, das die Blume sein soll, welche in dem großen Garten der Erde die Sonne hervorsprossen ließ in der Stunde, da sie als Morgenröthe heraufzog . . . Kurz: den Anbruch der Welt will ich malen. Verstehen Sie?

Er begeisterte sich immer mehr an dem großen Gedanken, sprach jetzt laut und lauter und schaute ihr voll ins Gesicht.

— Den Traum der Menschheit will ich malen, fuhr er fort; die Ewigkeit des in der Liebe sich stets verjüngenden Geschlechts; das Weib, das seine Flanken der ewigen Befruchtung darbietet. Aber ach, kein Modell der Welt kann mir geben, was ich will, was ich brauche! Um diesen Traum zu verwirklichen gibt es nur ein providentielles Weib, ein wunderbar schönes Weib, das der Maler lieben würde und das seine Freundin wäre; oder müßte er sie doch wenigstens einmal sehen in dem Zustande Eva's, um sich mit ihrem Anblicke zu sättigen und der herrlichen Formen nimmer zu vergessen.

Eine helle Röthe hatte Léonie's Wangen und Hals übergossen, als sie diese Worte hörte. Ihr Busen wogte heftig und der Athem kam heiß und keuchend aus ihrem Munde. Sie rang augenscheinlich mit sich selbst; doch endlich sprach sie:

— Und . . . wären Sie vollkommen glücklich . . . wenn sie sich Ihnen ein einziges Mal . . . so zeigen würde?

Ihre Stimme erstarb unter den sieberheißen Küssen, mit welchen er ihr den Mund schloß.

Und ihrem Entschlusse getreu, ihn für das Portrait zu belohnen, ließ sie es ruhig geschehen, daß er Stück um Stück die Hüllen von ihrem Körper streifte.

— Sieh mich ganz! sprach sie, den Götterleib streckend.

Als Léonie Abends heimkehrte, fand sie ihren Gatten sehr besorgt.

— Was ist's denn endlich mit diesem Portrait? fragte er.

— Es ist fertig, mein Freund.

— Und darf man es besichtigen?

— Unnötig; Herr Paul Mahu wird es morgen hieher senden.

XVIII.

An dem diesem Abenteuer folgenden Tage hatte Madame Lupar ihre volle Gemüthsruhe wiedergefunden. Sie hatte mehr einer Ueberrumpfung ihrer Sinne, denn ihrem Willen nachgegeben. Jetzt war's wieder vorbei und sie kehrte zur alten Freundschaft für den Gatten zurück, zur Fessel ihrer Häuslichkeit.

Es war auch nöthig; denn die Wirren und Verlegenheiten waren an der Tagesordnung; ein Gläubiger gab dem andern die Klinken in die Hand. Frau Lupar nahm ihre Nachmittags-Ausgänge wieder auf und bemühte sich kaum mehr, dieselben

zu rechtfertigen. Manchesmal ward sie von einer seltsamen Mattigkeit ergriffen und eine Falte stellte sich ein, welche die Regelmäßigkeit ihres Gesichtes störte. Eines Morgens, vor dem Toilettepiegel, verharrte sie in langer Betrachtung. Sie konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß ihre Frische abgenommen. Sie schüttelte traurig das Haupt und flüsterte:

— Es geht abwärts; nach einem Jahre muß ich Reispulver zu Hilfe nehmen.

Durch einen jener Zufälle, welche sich Lupar niemals recht erklären konnte, war wieder Wohlstand ins Haus eingeleitet und man dachte daran, die Mittwoch-Empfänge wieder aufzunehmen. Aber Léonie begünstigte sich nicht mehr mit den bisherigen Veranstaltungen; sie wollte ein Piano haben und bezeichneter schon den Platz dafür; im Speisezimmer sollte es stehen, unter dem breiten, prächtigen Goldrahmen, der ihr Portrait enthielt. Lupar hatte sich lange damit abgequält, wie man den Künstler für das so schön gelungene Portrait belohnen solle. Er schlug Léonie vor, man solle Herrn Mahu ein Paar Leuchter, ein Schreibzeug oder dergleichen zum Geschenk machen; allein sie schüttelte unwillig den Kopf und sagte:

— Laß Das meine Sorge sein.

Er beruhigte sich endlich in dem Gedanken, daß man Herrn Mahu zu den Mittwoch-Empfängen einladen werde, um ihm so die Dankbarkeit zu bezeugen.

Uebrigens kam bald eine Sache dazwischen, die seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Als er eines Tages aus seinem Bureau auf den Korridor hinaustrat, um an dem Wasserleitungshahn seine Flasche zu füllen, hörte er, wie in einem Vorzimmer, dessen Thüre offen stand, ein Amtsdienner seinen Kollegen eine Zeitungsnachricht vorlas. Einige Worte in dieser Notiz fesselten die Aufmerksamkeit Lupar's. Der Amtsdienner las:

„Neuestens spricht man wieder von dem Hause Nr. 217 in der Rue Neuve. Die berühmte Madame N., bekannt durch ihre Bereitwilligkeit für Damen . . .“

Lupar erinnerte sich sogleich der Adresse, die in jenem gewissen anonymen Briefe enthalten war. Er eilte in sein Bureau zurück und holte seine Zeitung hervor. In der That enthielt auch dieses Blatt eine ähnliche Notiz. Es war darin von einem Ehebruchs-Scandal die Rede. Eine Dame aus den besten Gesellschaftskreisen war von der Polizei ohne Nieder überrascht worden in jenem Hause, wo zwar Nieder verkauft werden, jedoch der Gebrauch derselben nicht unerlässlich ist.

Lupar eilte mit seiner Zeitung zu Vandam, in dessen Erfahrungen er Vertrauen setzte.

— Lesen Sie Das! sprach er.

Doch Vandam war auf dem Laufenden.

— Oh, ich weiß! sagte er. Das ist Madame Reine, die Niederhändlerin. Ein sauberes Haus! Wenn ein Ehemann nicht weiß, woher die Toiletten seiner Frau kommen, mag er nur an Madame Reine denken.

— Sie leiht den Damen Geld? fragte Lupar schüchtern.

— Keineswegs! Oh, Sie gutmüthiger Lupar! Madame Reine ist eine Niederhändlerin, die eine ausgebreitete Herrenkundschaft hat und sich zugleich des Vertrauens der Damenwelt erfreut. Ist eine ihrer Damen in Geldverlegenheit, so braucht sie sich nur an Madame Reine zu wenden. Diese

findet immer einen Herrn, welcher der Dame aus der Verlegenheit hilft. Natürlich arbeitet Madame Keine halb Part.

— Seltsam! seltsam! murmelte Lupar erbleichend.

Als die Beamten um vier Uhr die Bureau verließen, trennte sich Lupar bald von den übrigen und ging allein seiner Wege. Langsam und nachdenklich schritt er dahin; und anstatt den Weg nach seiner Wohnung einzuschlagen, lenkte er unwillkürlich seine Schritte nach der Rue Neuve, wo er planlos auf den Trottoirs umherirrte, bald vor dem Hause der Wiederhändlerin Keine, bald wieder weiterhin. Mit einem Male sah er eine große, starke Frau, die in einen Regenschirm gehüllt war und einen ausgespannten Regenschirm trug. Mit tüchtig ausbolenden, elastischen Schritten ging sie die Straße hinauf. Der metallische Klang ihrer Schuhabsätze erinnerte Lupar sofort, daß Léonie Schuhe trage, deren Absätze mit Messingringen beschlagen sind. Als sie vor dem beleuchteten Schaufenster eines Confitheurs vorbeikam, erkannte Lupar mit größtem Besorgten, daß sie es sei. Einen Augenblick blieb sie vor den Schaufenstern eines Juweliers stehen, dann trat sie bei der Wiederhändlerin ein.

Einen Augenblick dachte er daran, ihr nachzueilen. Er durfte doch wohl sein Gut zurückfordern; das Gesetz und die Moral waren auf seiner Seite. Doch fehlte ihm der Muth; er zog es vor, hier zu warten, bis sie wieder herankommen würde.

Er wartete lange, lange. Eine Stunde um die andere verrann. Und was seine verstörten Sinne vollends verwirrte, war eine Wahrnehmung, die er sich nicht erklären konnte. Das Haus, in welches Léonie eingetreten war, lag still und dunkel da, während die hell erleuchteten Magazins und Ateliers der Wiederhändlerin — wie er jetzt wahrnahm — eigentlich in dem anstoßenden Hause sich befanden . . .

Neun Uhr war vorüber, als er heimkehrte. Léonie, in ein Hauskleid gehüllt, stand auf der Schwelle des Speisezimmers.

— Endlich bist Du da! Ich war recht, recht besorgt um Dich! rief sie.

Sie zog ihn zum Lampenlicht und sah ihn nun bleich, verstört, durchnäßt, mit Straßenkoth bespritzt.

— Was ist Dir? Ist Dir etwas zugestoßen? fragte sie mittheilsvoll.

Endlich fand er Worte.

— Du bist's? Bist Du es wirklich? stammelte er.

— Sprich, was ist Dir? fragte Léonie, ihren prüfenden Blick in seinen verstörten Zügen versenkend.

Helle Thränen standen jetzt in seinen Augen.

— Nein, ich kann es Dir nicht sagen . . . Oh, ich habe sehr gelitten! . . . Aber jetzt ist's vorüber . . . Sieh, ich lache schon.

— Du verheimlichst mir etwas! rief Léonie.

— Mein Gott! Man ist manchmal so dumm! . . . man ist das Opfer eines Blendwerks! . . . Du bist ja da! Ich sehe Dich ja! . . .

Und er wagte es nicht, sie zu befragen, wo sie den Nachmittag zugebracht habe.

XIX.

Mit pochenden Schläfen und fieberheißem Kopfe saß Lupar am nächsten Tage in seinem Bureau. Nach der Selbsttäuschung von gestern Abend lastete jetzt wieder die Erkenntniß der Wahrheit bleischwer auf seinem Gemüthe. Er fühlte, daß Alles vorbei, daß Alles anders geworden sei. Er weinte lange und Dies brachte ihm Erleichterung. Er dachte daran, sich zu opfern, sich von dieser Léonie zu entfernen, die ja mit ihm nicht glücklich sein konnte. Allein, der Gedanke der Trennung that ihm so namenlos weh, daß er sogleich wieder darauf verzichtete. Seine Feigheit verlieh ihm eine gewisse negative Kraft. Er kehrte erleichtert in seine Wohnung zurück und befreundete sich unterwegs mit der Schmach dieses neuen Lebens.

Léonie war an diesem Tage nicht ausgegangen, sondern hatte genäht; ihre Arbeiten lagen auf den Sesseln herum. Sie war ein wenig bleich und schien zerstreut. Er hatte bemerkt, daß sie ihm nicht zugelächelt hatte. Bei Tische vermieden sie es, mit einander zu sprechen.

Allein, als Gabri zu Bett gebracht war, lastete dieses Stillschweigen so schwer auf ihm, daß er trostlos und seufzend durch die Zimmer irrte, die so lange Zeit der Schauplatz seiner Zufriedenheit, seines Glückes gewesen. Der Gedanke, daß sie in demselben Gemach eine Nacht zubringen sollten, ohne ein Wort zu wechseln, schien ihm unerträglich. Léonie hingegen, wengleich traurig, schien ruhiger zu sein. In dem Augenblicke, als sie zu Bett gingen, sprach sie:

— Du verheimlichst mir etwas. Du bist unglücklich, und wahrscheinlich meinethalben. Nun denn, befrage mich, Isidor; ich schwöre, daß ich Dir die Wahrheit sagen werde.

— Nein, nein! stieß er mühsam hervor. — Nicht jetzt . . . ich bin gebrochen und will ruhen.

So vergingen mehrere Tage. Eine Enthüllung Vandam's brachte ihm Aufklärung darüber, weshalb er neulich vergebens die Rückkehr Léonie's aus dem Hause der Madame Keine erwartet hatte. Das Haus hatte einen zweiten Ausgang in eine Seitengasse.

Ihre Beziehungen blieben gespannt. Léonie ging jetzt seltener aus; er fand sie fast immer zuhause. Sie verharrten in einem Stillschweigen, das mit der Zeit immer drückender ward. Und endlich war sie es, die es nicht länger aushielte. Eines Tages warf sie den Staubwedel hin, mit dem sie eben hantirt hatte, und begann.

— Endlich habe ich genug! Ich muß reden! Ich weiß, daß Du mir nachspähst und es ist doch besser, daß Du es von mir erfährst, als durch einen Zufall.

Lupar klammerte sich an den Tisch, um nicht umzusinken und stammelte:

— Mein Gott! was werde ich zu hören bekommen?

— Du hattest Recht, mir nachzuspioniren. Deine Ahnungen haben Dich nicht getäuscht!

— Nein, nein! Schweige! . . . Ich will nichts wissen! . . .

(Schluß folgt.)